

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 14.

Donnerstag, am 30. September.

1852.

Der treue Meger.

Erzählung.

(Schluß.)

Zeit zwei Tagen sah Primrose oft durch sein Fernrohr nach der Küste hin, und jetzt glaubte er am Horizonte ein Segel zu erblicken, das Edwin zurückbringen konnte. Maria las seine Freude an seiner erheiterten Stirn; sie eilte, als er hinausgegangen war, an das Fenster, und bedurfte nur ihres Herzens, um das Segel, das kleine Fahrzeug und ihren Edwin zu erblicken, den sie schon in ihren Armen wählte. Der Fremde, der Maria bisher nur nachsinnend gesehen hatte, erstaunte über den Schimmer ihrer Augen und über das höhere Roth ihrer Wangen, als sie in sein Zimmer, wo Primrose war, trat und ausrief: „er ist es! ich habe ihn erkannt, er ist nahe, er ist am Hafen! Komme und siehe! o ich habe ihn erkannt.“

Primrose konnte selbst mit seinem Fernrohre seinen Sohn noch nicht unterscheiden. Als er nach dem Strande hinunter ging, faßte der Fremde Maria's Hand, und sie ging mit ihm, da Primrose es nicht verboten hatte. Primrose hatte kaum den

dritten Theil des Weges zurückgelegt, als er Edwin auf sich zu kommen sah; er warf sich in die Arme seines Vaters und rief außer Athem: „wo ist Maria?“ — „Mein Sohn,“ sagte Primrose, „Dein zweiter Gedanke ist doch wenigstens für mich?“ — „Mein Vater! mein Leben ist für Dich; aber meine Besorgniß für sie.“ — „Welche Besorgniß hast Du, Edwin? siehst Du nicht, daß sie uns dort entgegen kommt?“ — „Ach ja, ich sehe sie. Aber warum hat Silvain St. Maria ohne mich verlassen?“ — „Ich verstehe Dich nicht, mein Sohn, wo ist Silvain?“ — „Hier ohne Zweifel,“ sagte Edwin erschreckt. — „Hier ist er nicht!“ — „Nicht hier, nicht in St. Maria? so ist der Verbrecher entflohen! Verderben über das Ungeheuer, das Dich betrogen hat, mein Vater! Er hat die Insel bei Nacht verlassen, und Dein ganzes Vermögen mitgenommen; mein Haß und der Argwohn des Schweden sind gerechtfertigt.“

Primrose, von dem höchsten Schrecken ergriffen, aber doch seiner mächtig bleibend, faßte Edwin's Hand und entfernte sich mit ihm. Die Aufklärungen, welche nun folgten, bestätigten die erste Unruhe. Kaum hatte, so sprach Edwin, der treulose Intendant das ihm anvertraute Gut in Händen,

als er unter dem Vorwande, den Schiffer, der ihn hergebracht hatte, von der Vollendung des Geschäfts und von der Nähe der Rückreise zu benachrichtigen, nach dem Ufer ging und mit dem Fahrzeuge verschwand. Er hatte die Zeit gewählt, da, außer mir, Alle schliefen. Wie sehr nahm meine Ungeduld zu, als Silvain am andern Morgen nicht zurückkam. Ich eilte an das Ufer, und meine fürchtenden Blicke suchten vergeblich das Fahrzeug, das uns zurückbringen sollte. Mein erster Gedanke war, daß ich auf Deinen Befehl da bleiben sollte, um von Maria getrennt zu werden, und ich verzwünschte — o zürne nicht mein Vater! — mein Zutrauen. Ich kehrte in das Haus des Schweden zurück, den ich mit Dir im Einverständnis glaubte; aber wie beschämt ward ich, als ich sah, daß sein Erstaunen dem meinigen gleich war. Meine ganze Besorgniß war nun auf Maria gerichtet, die ich für ein Opfer der Verfolgungen des rachsüchtigen Menschen hielt. Ich reiste durch die Hülfe des guten Schweden sogleich ab. — Primrose sank bewußtlos auf einen Sessel; sein Edwin, sein einziger geliebter Sohn war nun seiner ganzen Erbschaft beraubt, und das durch die Schuld seines Vaters. In den Blicken Verzweiflung, streckte er seine zitternde Hand seinem Sohne hin und sagte: „verzeihe mir, mein theurer Sohn!“ Edwin's Thränen, seine Liebkosungen, die Küsse, die er auf seines Vaters kalte Stirn drückte, konnten Primrose nicht erheitern. „Vater!“ sagte Edwin, „theurer Vater! Du hast noch nicht alles verloren; Du hast mich noch; ich will für Dich arbeiten; meine Kräfte und mein Leben sind Dein, aber wenn Du mich liebst, so sieh mich an, und vernichte nicht meinen Muth durch Deine starren Blicke.“

Maria hatte nicht ihre Thränen mit denen Edwin's vereinigt; blaß und stumm hatte sie sich schnell entfernt. Als Primrosens suchende Blicke sie nicht fanden, sagte er: „wie, sie entfernt sich, schweigend ohne Zeichen der Theilnahme? O Edwin! Du allein liebst mich!“ — „Mein Vater!“ rief Edwin aus, „wo sie auch sein mag, sie liebt und beweint Dich.“ Doch Maria weinte nicht; das Uebermaaß des Schmerzes hielt die Thränen zurück; Edwin's Worte: ich werde für Dich arbeiten, mein Vater! waren in ihr Herz gedrungen, und hatten ihr ihre Pflicht enthüllt. Ohne Nachsinnen, und von

ihrem Gefühl geleitet, war sie zu dem Fremden geeilt. „Mein Herr!“ sagte sie mit furchtsamer Stimme, ich habe eine Bitte“ — — „Welche? antwortete er freundlich. Zögernd und zitternd fragte Maria: „mein Herr, sind Sie sehr reich?“ — „Ach, zu reich! mein Reichthum ist die Quelle meines Unglücks. — Wollen Sie eine Sklavin kaufen? ein armes verlassenes Mädchen, das sein ganzes Leben, sein freudenloses Leben aufopfern will, um seinen betrogenen, beraubten Wohlthäter zu retten. Ich selbst bin diese Sklavin, die vor Ihnen knieet, denn ich bin nicht, wie Sie glauben, die Tochter Ihres Lebensretters. Er ist der Retter Ihres Lebens; o! wenn Sie sehr reich sind, so kaufen Sie Maria für einen recht hohen Preis, und retten Sie nur Primrose.“ — Der Fremde vermochte vor Erstaunen nicht zu antworten. Dieses junge, vor ihm knieende Mädchen, ihr reiner Schmerz, ihr Entschluß, der ihrem zartfühlenden Gemüthe so wenig entsprechend schien, aber so einfach und so erhaben war, erhielten ihn in einem Erstaunen, das Maria für eine abschlägige Antwort hielt. — „D, sagte sie, so werde ich auch als Sklavin abgewiesen?“ — „Nein,“ rief der Fremde, „nicht abgewiesen! Nun erst danke ich Dir für die Rettung meines Lebens; es wird mir leichter, da es andern nützlich wird. Wahrlich ich bin reich, und Du sollst es auch sein. — O Primrose! Dein größtes Unglück ist, daß dieses Mädchen nicht Deine Tochter ist.“ „Er ist Edwin's Vater,“ sagte Maria, „Edwin bleibt bei ihm; was hat er dann zu wünschen? Aber ich werde Ihnen folgen, mein Herr, ich werde Ihnen dienen, ich verspreche es. Ich werde die andern niemals beweinen!“ — und ihre Thränen flossen unaufhaltsam. Der Fremde ward durch diese Unterredung gerührter als er es zeigte, und versprach ihr den Preis für ihre Freiheit am nächsten Tage zu geben. „Von Dir, Maria,“ sagte er, „muß er ihn erhalten, und vielleicht nimmt er ihn auch nur von Deiner Hand an.“

Maria stand am andern Tage mit dem ersten Sonnenstrahl von ihrem Lager auf. Der kleine Dominique rief sie zu dem Fremden, der ihr dann, ohne zu reden, eine Schenkungsurkunde über die Hälfte seines Vermögens übergab, deren Werth Primrosens Verlust gleich kam. Maria schlug die Augen nieder. „Du willst die Acte, die Dich auf

ewig an mich bindet, nicht einmal lesen?" sagte der Fremde; „möchte sie meine Schuld an Dich tilgen, wie sie die Deinige an Primrose tilgt.“ — „Ach!" sagte Maria, und drückte einen Kuß der Dankbarkeit auf das Papier, „Sie kostet es mehr als mein Leben werth ist.“ Sie sann über die Weise nach, um Primrose zur Annahme zu bewegen und Maria glaubte es allein in ihrer Abreise, ehe die Urkunde bekannt würde, zu finden. —

Edwin war in das Gemach seines Vaters getreten; in seiner Seele war ein neuer Sturm aufgeregt; sein Vater sah ihn mit Erschrecken an. „Hat das Unglück Deinen Verstand verwirrt?" fragte er. — „Nicht den Meinigen, aber Maria's," erwiderte Edwin, „sie hat ihre Freiheit verkauft, um uns zu erlösen, was Silvain raubte.“ — „Maria, Maria," rief Primrose, wo ist Maria?" — Als diese theure Stimme erscholl, lief Maria hinzu, und da sie zum erstenmal Primrose außer Fassung sah, sank sie zu seinen Füßen und schrie: Verzeihung, als ob sie strafbar wäre. „Unglückliches Kind," sagte Primrose mit gedämpfter Stimme, „weißt Du, daß man die, welche man liebt, auch durch Aufopferungen tödten kann? Erkläre mir das Geheimniß, das meinen Sohn erschreckt. Maria verbarg ihr Gesicht in ihrem Tuche; da kam der Fremde, den das Geräusch hingelockt hatte. „Hören Sie mich," sagte er zu Primrose, „Sie erschrecken das arme Kind; betrachten Sie es." — „Ja!" sagte Primrose, „komme an mein Herz, daß ich Dich betrachte, daß ich einen Engel auf Erden sehe." Dann schloß er sie in seine Arme und führte sie zu Edwin: „empfange sie, Edwin ich gebe sie Dir." Edwin drückte sie in sprachlosem Entzücken an sein Herz. Primrose sagte dann in einem ruhigen Tone, „ob er die für eine Sklavin halten könne, die er in die Arme seines Sohnes gäbe? sie gehört uns," fügte er hinzu, „nun unzertrennlich an: keiner kann mir meine Vaterrechte streitig machen." — „Werden Sie dann," sagte der Fremde, „einen Beweis der Liebe Ihres Kindes ablehnen? denn ich schwöre Ihnen, daß sie von diesem Augenblick an eben so reich ist, als ich selbst. Dieses ist der Beweis," — hier nahm er das Papier, das Maria zitternd versteckt hielt, — „es ist keine Urkunde über Sklaverei, sondern über schuldige Dankbarkeit; denn ich ahnete wohl, daß Maria keine Sklavin

sein könne." Dann erzählte er ihre edelmüthige That. Maria's bescheidene Verwirrung, Edwin's stilles Gefühl seines Glücks, waren gleich rührend. Primrose hatte in diesem Drange seiner Empfindungen den Verlust seines Vermögens vergessen; Maria allein beschäftigte ihn. Er war ihr dankbar für den sanften Zwang durch den er England und die beabsichtigte glänzende Verbindung seines Sohnes vergaß; aber der Anblick einer Schenkungsurkunde riß ihn aus dieser Vergessenheit, und erinnerte ihn an seine Lage. Ein Blick, den er auf Edwin warf, drückte den Sturm in seiner Seele aus, und dem unbefiegbaren Widerwillen gegen die Wohlthat. Edwin verstand ihn, entfernte sich durch eine unwillkürliche Bewegung von Maria, näherte sich ihm und sagte mit leiser, veränderter Stimme: „mein Vater, ich werde nicht weniger Muth haben als Maria; sie hat mich gehorchen gelehrt; gebiete über mein Schicksal." — „Deine Liebe, mein Edwin, drückt mich sehr nieder. Die Vorwürfe meines Gewissens tödten mich fast. Ihr alle seid edelmüthig gegen einen Mann, der weniger klug gehandelt hat, als dieses junge Mädchen." „Sie sind," sagte der Fremde, „aus Uebermaaß der Liebe zu Ihrem Sohne ungerecht gegen sich selbst; aber Sie werden, wenn Sie in Ihrer Weigerung beharren, auch wortbrüchig gegen sich. Sie haben Maria als Kind angenommen, und sie Ihrem Sohne gegeben. Das Vermögen, daß sie jetzt besitzt, ablehnend, heißt sie wieder von ihm losreißen. So weit darf auch ein tugendhafter Stolz nicht gehen. Seien Sie nicht grausam gegen zwei Kinder, die Ihnen die Güte des Himmels gab! hören Sie auf die Stimme eines Unglücklichen, und verschönern Sie einen Tag des Lebens, das Sie ihm erhalten haben."

In diesem Augenblick war Arsene vor der Thüre der Wohnung angelangt, und ward von Allen umringt und befragt. Die Neger, die ihn alle liebten, liefen mit Freudengeschrei auf ihn zu; sie erzählten ihm Primrosens Unglück und Silvains Betrügerei, den sie mit ihrem stärksten Schimpfworte, Mazulipatan, nannten. Arsene ward dadurch tief gerührt, aber welcher Schmerz ergriff ihn, als der kleine Dominique ihm Maria's Verkauf erzählte, und daß die schöne Zombi mit seinem Herrn reisen werde. Stürme und Erdbeben hätten ihn nicht

heftiger erschüttern können; er stürzte durch die umdrängende Menge hin, und schrie wie ein Wahnsinniger. Edwin erschrock und glaubte, daß die Neger unter einander in Streit gerathen wären; er eilte hinaus, und als Arsene ihm mit ausgestreckten Armen entgegen kam, nahm er ihn mit sich in das Zimmer seines Vaters. Arsene stürzte zu Maria's Füßen hin, und schrie in der heftigsten Bewegung: „Sklavin — Nein, nicht Sklavin! weiße und frei, frei, wie ihre Mutter war. — O böse, kleine Gebieterin! hast Du die Worte des armen Arsene vergessen?“ Bei dem Namen Arsene riß ihn der Fremde vom Boden in die Höhe und rief mit donnernder Stimme: „Arsene! Arsene! wo ist Narcisse?“ Dieser Name, die Stärke der Stimme, die unerwartete Erscheinung, verwirrten fast den Verstand Arsenens; er blickte den Fragenden starr an und sagte nach Maria hinzeigend: „da ist Narcisse!“ und sank bewusstlos nieder. Die Verwirrung ward allgemein, und alle sprachen zugleich. Der Fremde bemühte sich Arsenens Bewußtsein zurückzubringen, und Maria drückte dessen starre Hände an ihr Herz. „D,“ sagte endlich der Fremde, „redet! was hat er sagen wollen? kennt ihr Narcisse? sollte sie noch leben? sagt wo Narcisse ist.“ — „Sie lebt nicht mehr,“ antwortete Maria? „ich erinnere mich ihrer nicht; aber Arsene hat mir gesagt, daß sie meine Mutter war.“ Schmerz, Zweifel und Hoffnung drückten sich in den Blicken des Fremden aus; er wagte es noch nicht eine Tochter an sein Herz zu drücken, deren Dasein er bis dahin gar nicht gekannt hatte. Arsene allein konnte das Vorgefühl seines Glücks bestätigen oder vernichten; er rief ihn mit einer unaussprechlichen Ungeduld zum Leben zurück. Als die Sinne und das Bewußtsein des guten Negers allmählig zurückgekehrt waren, erstaunte er von denen geliebt zu werden, die er selbst so sehr liebte, und sein erstes Entzücken verwirrte seine Reden so sehr, daß ihr stürmischer Taumel die Zuhörer fast beunruhigte. Als seine Freude ruhiger ward, bestätigte er die Hoffnungen des Herrn. Narcissens Gatte konnte ihn nicht ohne Thränen anhören, aber er hatte eine Tochter gefunden, und sie war das Ebenbild ihrer Mutter. Primrose widerstand nicht länger den Bitten eines so lange schon unglücklichen Mannes, der ihn beschwor, das theuer erkaufte Glück nicht

zu stören. Er opferte den Stolz der Bärtlichkeit auf, und nach wenigen Tagen gab Maria ihnen beiden den Vaternamen. „Dort,“ schloß Isabelle; nach der Insel der Gräber zeigend, ihre Erzählung, „dort ruhen sie aus von den Mühseligkeiten des Lebens!“ —

Eine Frau wie fast alle Frauen.

Skizze einer wahren Begebenheit des XIX. Jahrhunderts.

(Dem Polnischen nach erzählt.)

„Es bedarf des Zusammenflusses gebieterischer Umstände, damit der Feuerstein den Funken von sich gebe, den er in seinem Innern barg, damit durch den Zusammenstoß der Wolken der Blitz entstehe, damit der Gipfel eines Berges sich in einen Krater öffne und Feuer und Lava aus seinem Innern schleudre; und doch war der Funken im Steine, der Blitz in den Wolken, das unterirdische Feuer im Vulkan; die Stunde des Ausbruchs hatte aber noch nicht geschlagen.“

M. Masson.



1.

ihrem Untergange nahe, warf die Sonne ihre letzten Strahlen auf einen schönen, von Pappeln beschatteten Rasenplatz; ein sanfter Wind bewegte die Zweige der Bäume und verbreitete eine angenehme Kühle nach der Hitze des Tages. Zwei Damen, Wanda und Hedwig, hatten zu eben der Zeit das Schloß verlassen, um sich in der schattigen Alle zu ergehen.

Wanda war mehrere Wochen abwesend gewesen und fühlte sich glücklich, ihre Freundin wieder zu sehen. Wie viel Geheimnisse hatten sie sich anzuvertrauen, wie viel Ereignisse einander mitzutheilen nach einer so langen Trennung! Die beiden jungen Damen suchten deshalb einen entlegenen, einsamen Ort, um ihre Herzen vor einander auszuschütten. Freundschaft! heilige Illusion der Jugend, wie viele Reize verbreitest Du über unsre ersten Lebensjahre! Und wenn alle unsere Träume verschwunden, alle unsere Hoffnungen entflohen sind, dann strahlt uns noch deine Erinnerung.

Wanda und Hedwig ließen sich auf einer Rasenbank am Fuße eines Ahornbaumes nieder.

„Wie hast Du die Zeit zugebracht? hast Du an mich gedacht? was ist Dir begegnet?“ dies war der Eingang zu dem Gespräche der jungen Mädchen.

Wanda war ein Jahr älter als Hedwig; sie war gefühlvoll und mit einer glühenden Phantasie begabt. Nach dem Tode ihres Vaters lebte sie mit der Mutter in einer fast gänzlichen Zurückgezogenheit. Hedwigs Freundschaft war ihr einziges Vergnügen, ihre einzige Zerstreuung, und alle die Augenblicke, die sie nicht mit der Freundin verlebte, waren der Lectüre gewidmet. Sie las die von der Mutter gewählten Romane und diese Lectüre, die das Herz und den Geist gewöhnlicher Mädchen verdirbt, bereicherte ihre Erfahrung. Die Liebe, die schönste Erfindung der Poeten, und die Beständigkeit schienen ihr ein Traum, dessen Realisirung außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Diese, leider nur allzuwahren, Betrachtungen machten sie aber nicht kleimüthig, wie es die Täuschung thut; sie lebte glücklich und unbesorgt um die Zukunft; bei einem Alter von sechszehn Jahren kann man an der Möglichkeit der Liebe zweifeln, glaubt aber an ihre Wunder. Wanda war nicht kokett, war aber sehr leidenschaftlich und konnte als das Bild einer romantischen und gefühlvollen Natur gelten. Ihr Charakter stimmte mit ihrer Persönlichkeit überein; in ihrer Gesichtsbildung bemerkte man ein Gemisch von Lebhaftigkeit und Güte, von Begeisterung und Ueberlegung. Ihre schwarzen Augen, ihr rabenschwarzes Haar, ihre feine Taille verliehen ihr das Ansehen eines von jenen schönen Urbildern des Südens.

Hedwig war vielleicht schöner als ihre Freundin, besaß aber nicht jene Reize, die man nur nach und nach entdeckt. Es giebt in dieser Welt sinnliche und Seelenschönheiten; die ersteren bezaubern beim ersten Anblick, die andern nehmen für sich ein und durchdringen unser ganzes Wesen. Hedwig war gut, es fehlte ihr weder an Gefühl, noch an Geist; aber sie war in der großen Welt erzogen worden, und diese Erziehung hatte jene Eigenschaften vermindert oder ihnen eine falsche Richtung gegeben. Hedwig kannte vom Leben nur die Bälle, die Feste und die Vergnügungen, von denen sie umgeben war; ihre ernsthafteste Beschäftigung war, nächst der Wahl eines Pukes, die Musik oder der Tanz.

Die Koketterie, dieses Bedürfnis zu gefallen, welches für das weibliche Geschlecht ein Instinkt, eine Gabe der Natur ist, war für sie eine Kunst geworden; sie berechnete, studirte ihre Blicke, kannte die Wirkung, welche eine zur rechten Zeit vom Handschuh entblößte Hand hervorbrachte! Sie kannte dies Alles sehr wohl und hoffte auf alle diese Freuden der Eitelkeit. Ihre Mutter, beschäftigt die Honneurs eines reichen Hauses zu machen, die vornehme Welt und den Hof empfangend, hatte keine Zeit, sich mit der Leitung ihrer Töchter zu befassen; Hedwig und ihre vier nicht minder schönen Schwestern waren daher der Obhut einer französischen Gouvernante anvertraut.

Ich habe erwähnt, daß Hedwig sich vor allen Dingen mit dem Tanze und der Musik beschäftigte, weil diese Talente ihr volle Bewunderung und Salonerfolge sicherten; sie las wenig, jede ernste Lectüre würde sie ermüdet haben; liebenswürdig zu sein und zu gefallen, das war der einzige Zweck ihres Lebens. Es gab keine größeren Gegensätze, als die Charaktere Hedwig's und Wanda's, und dennoch liebten sie sich. Sie schienen neben einander zu stehen, um die verschiedenartigen Vorzüge zu machen. Hedwig war blond und hatte einen blendend weißen Teint; ihre Augen waren blau, ihr Wuchs war schlank, ihr Gang majestätisch; kurz, sie war eine klassische Schönheit. Bekannt mit der Welt, wußte sie zur rechten Zeit zu lachen, immer zu lächeln und zu sprechen, ohne etwas zu sagen; innige Gefühle waren ihr fremd, sie hatte ihre Natur für die Gesellschaft eingerichtet; man fand sie liebenswürdig, und obgleich sie den Männern kokett erschien, so hielten sie sie doch für reizend. Hedwig hatte jene Natürlichkeit, jene Unbefangenheit, welche man in der großen Welt für einen Fehler oder für lächerlich hält, verloren. Es ist ein Unrecht, es ist fast ein Verbrechen, besser oder viel schlechter als Andere zu sein, alle Frauen sind auf dieselbe Weise gekleidet und müssen dieselbe Sprache, dieselben Manieren besitzen; man muß, wenn man in der großen Welt lebt, über Andere weit erhaben sein, um den Muth zu haben, seine Eigenschaften zu zeigen. Hedwig, die in der Gesellschaft, deren Huldigungen sie verlangte, weder wahrhaft noch gut zu sein wagte, wurde natürlich und zutraulich in Wanda's Gegenwart.

„Mein Gott, wie schnell verrinnt die Zeit, wenn ich bei Dir bin, Wanda! ich habe so viel gesprochen, habe Dir Alles, was ich erlebt, ausführlich erzählt, und es scheint mir, als hätte ich Dir noch tausend Dinge zu sagen.“

„Ja,“ erwiderte Wanda, „auch mir scheint es so, denn Du bist in Gedanken vertieft; säume nicht, schütte Dein Herz vor mir aus. Du bist bewegt, Deine Wangen sind geröthet; bist Du verliebt? doch nein, in der großen Welt liebt man nicht, man begnügt sich damit, zu gefallen.“

„Du irrst Dich, Wanda, ich liebe.“

„Wie, ein Anderer hat mir Dein Herz entzissen! doch wen liebst Du denn?“

„Ich liebe Stanislaus; fürchte aber nichts, die Liebe wird die Freundschaft nicht vergessen machen.“

„Stanislaus ist schön, liebenswürdig.“

„Füge hinzu, daß er gut und bieder ist, daß er Ergebenheit und Begeisterung für das Gute besitzt. Ich will Dir eine Thatsache erzählen, die ihm meine Liebe für immer zugewendet hat: es war am Geburtstage meiner Mutter, bei uns war Ball; ermüdet vom Tanze und mehr noch von den niedrigen Schmeicheleien, deren Gegenstand ich war, verließ ich den Salon und ging in den Garten, um mich zu erholen. Einsam in einer Laube sitzend, rief ich alle Erinnerungen mir in's Gedächtniß zurück; alle Männer hatten mich liebenswürdig genannt, allein nur der Blick eines einzigen hatte mich beglückt; ich empfand eine bis dahin mir unbekante Aufregung... Plötzlich entreißt mich der Schrei eines Kindes meinen Träumereien, ich eile nach der Gegend hin, woher der Schrei zu kommen schien.. Rosalia, das schöne kleine Mädchen unseres Gärtners war in den Teich gefallen und war dem Ertrinken nahe; weder die Gefahr, noch meine Kräfte bedenkend, wollte ich mich in das Wasser stürzen, um es zu retten, als ich einen Mann gewahr wurde, der die Zweige aus einander bog und in das Wasser sprang: das Kind erfassen und es zu meinem Füßen niederlegen, war das Werk eines Augenblicks! Dieser Mann war Stanislaus! Ich vermag Dir die Größe meiner Bewunderung, meiner Dankbarkeit nicht zu beschreiben; alle Regeln des Anstandes vergessend, ergriff ich plötzlich seine Hand und drückte sie zärtlich; er küßte diese Hand,

die ich ihm willig überlassen; unsere Blicke begegneten sich und er rief mit einem Ausdruck, den ich niemals vergessen werde: „Hedwig, ich liebe Dich!...“ Du lachst, Wanda, o! das ist nicht gut von Dir; was ich Dir anvertraue, ist bedeutungsvoll, es wird einen wichtigtn Einfluß auf mein Geschick ausüben.“

„Nein, meine Theure, nein, daß ist nicht bedeutungsvoll, Du täuschest Dich über Deine eigenen Gefühle; Du fühlst das Bedürfniß zu lieben, Stanislaus Schönheit hat Dich geblendet, aber Du liebst noch nicht. Diese Liebe, die Du für unvergänglich hältst, wird weder der Abwesenheit des Geliebten, noch dem geringsten Beweise von Gleichgültigkeit von seiner Seite, Stand halten; die Liebe in einem Alter von funfzehn Jahren entsteht und vergeht wie eine Funke.“

„Wenn Du wüßtest, was ich hier empfinde,“ sprach Hedwig, ihre Hand aufs Herz legend, „dann würdest Du an meiner Liebe für ihn nicht zweifeln; Dein Lächeln beleidigt mich. Es wird eine Zeit kommen, wo Du mir sagen wirst, daß ich Recht hatte.“

Die Freundinnen umarmten sich nach dieser momentanen Uneinigkeit und kehrten in den Salon zurück.

2.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft verließ Hedwig Warschau, um sich nach dem Schlosse einer ihrer Tanten zu begeben. Die beiden Freundinnen hatten sich zu schreiben versprochen, und kaum waren acht Tage verflossen, als Wanda folgenden Brief erhielt:

„Ich habe Dich mit Schmerzen verlassen und sehne mich jeden Augenblick nach Dir zurück. Du fehlst mir, wenn ich in der großen Welt weile, und ich wünschte, Du möchtest alle Vergnügungen mit mir theilen; Du fehlst mir aber auch in der Einsamkeit, wo ich an unsere schönen Unterhaltungen denke; Deiner Launen, Deiner sonderbaren Ansichten ungeachtet, vermag Dich nichts aufzuwiegen.“

Hier wird die Zeit damit zugebracht, daß man sich schmückt und den Vergnügungen hingiebt; des Morgens werden Promenaden gemacht, des Abends wird getanzt. Ich habe viel Glück; alle Stutzer wetteifern um die Ehre, mit mir zu tanzen; dessen ungeachtet bin ich nicht sehr kokett, doch gewährt

es mir ein eigenthümliches Vergnügen, mich bewundert, allen anderen Mädchen vorgezogen zu sehen. Was Stanislaus betrifft, so hab' ich Dir vergessen zu sagen, daß ich um seine Huldigungen mich wenig bekümmere; ich war eine große Thorin, zu glauben, daß seine Aufopferung ein Beweis seiner Liebe sei; was er für mich gethan, würde er für jede andere auch gethan haben; seine Vorzüge sind Gemeingut, wie eine gangbare Münze. Es giebt nichts weniger Schmeichelhaftes als seine Schmeicheleien; die geringste Schönheit hat eben so viel Theil daran als ich. Würdest Du wohl glauben, daß Cornelia, mit ihren angeblich blauen Augen, ihrem schwarzen Teint und blondem Haar in dem Herzen Stanislaus meine Stelle eingenommen? Diesen Morgen hab' ich ihn zu ihren Füßen überrascht; hinter einem Strauche verborgen, hab' ich alles vernommen; er sagte ihr, daß er sie liebe, nannte sie seine angebetete Cornelia, sprach von ihren Reizen. . . Du weißt, daß ich nicht so einfältig bin, um einen Mann zu beweinen, der die Unverschämtheit besitzt, Cornelian zu sagen, daß sie anbetungswürdig sei. Ich verzeihe Dir Deine Schmähungen unter der Bedingung, daß wir Stanislaus nie mehr erwähnen. Wir wollen nie mehr von ihm sprechen, Wanda, denn es giebt eine Art von Nebenbuhlerei, die erniedrigt. Cornelia meine Nebenbuhlerin!

Der Winter treibt mich nach Warschau zurück; in einigen Tagen werd' ich bei Dir sein und Dich mit Lust in meine Arme schließen.

Hedwig."

3.

Mit dem Anfange des Winters kehrte Hedwig nach Warschau zurück. Diese Jahreszeit war für sie eine ununterbrochene Folge von Vergnügungen und Festen; allein die Mutter wurde in diesem Jahre von einer Krankheit befallen und war gezwungen, allen glänzenden Gesellschaften zu entagen; nur ein kleiner Birkel vertrauter Freunde versammelte sich um sie, und man brachte die langen Winterabende mit Lectüre und Musik zu. Zu jener Zeit gerade war der junge Friedrich, der Sohn eines vertrauten Freundes von Hedwigs Vater, nach Warschau gekommen, um eine Rechtsangelegenheit zu betreiben. Hedwigs Eltern nahmen ihn mit

herzlicher Freundschaft auf und boten ihm eine Aufnahme in ihrem Hause an.

Friedrich war liebenswürdig und besaß jene angenehmen Manieren, die man sich im Umgange mit der großen Welt erwirbt; außerdem war sein Aeußeres höchst einnehmend. Seine Anwesenheit war ein glückliches Ereigniß, denn sie hob die Einsörmigkeit der Familiensirkel auf. Er war musikalisch und las mit Ausdruck vor; Hedwig hörte ihn gern, denn an sie richtete er seine Lectüre. Ein zärtlicher Ausdruck, ein Liebesgedanke wurde mit bewegter Stimme ausgesprochen. Hedwig sog jedes Wort ein. Friedrich hatte noch nicht gesagt, daß er liebe, aber er gab es zu verstehen. Nichts gleicht der Vorrede der Liebe, es ist das schönste Kapitel des Buches. Diese ernsten so furchtsamen, diese ersten, so herausfordernden und so zärtlichen Blicke sind mehr als Glück, es ist die Hoffnung, die unendliche Hoffnung.

Der Winter verstrich unter diesen geräuschvollen Vergnügungen und dieser süßen Unruhe. Wanda wurde die Vertraute von Hedwigs neuer Liebe; allein diesmal lachte sie nicht, wenn sie ihre Freundin davon sprechen hörte, denn sie begriff die Verführung eines täglichen vertraulichen Umganges.

Hedwig glaubte sich geliebt und auch sie glaubte zu lieben. Im jugendlichen Alter, wo das Leben uns hoffnungsvoll lächelt, zweifelt man nicht an der Liebe, glaubt man an die Freundschaft; später aber, ach! wo sind jene schönen Freundschaften, die, nachdem man ihre Süßigkeiten auf Erden genossen, man in dem Himmel fortzunehmen glaubte? Die Erdenlust hat sie ausgedorrt und man muß in den Tagen des reifen Alters die in der Jugend verlorenen Illusionen beweinen.

Der Monat Mai änderte, indem er die Felder mit neuem Grün bekleidete, die Lebensweise der Familie von P. . . Man machte Landpartien in die Umgegend, Ausflüge zu Pferde, und Friedrich war immer der Begleiter der Damen. Als der Festtag in Czernikow herangerückt war, begab sich die ganze Familie von P. . . dahin. Im Dorfe angekommen, wurde zuerst die Messe gehört und dann im Freien gefrühstückt. Friedrich wich nicht von Hedwigs Seite; alle seine Aufmerksamkeit, alle seine Blicke gehörten ihr; er hatte sich niemals zärtlicher, geschäftiger, liebenswürdiger gezeigt.

„Welch herrlicher Tag!“ rief Hedwig mit einer köstlichen Natürlichkeit.

„Ja,“ entgegnete Friedrich, „und um das Andenken an ihn zu bewahren, wollen wir unsere Bouquette wechseln. Erinnern Sie sich, daß Sie über Werther's Schicksal Thränen vergossen; sollten Sie nicht auch mit mir einigem Mitleid haben?“

Wanda begann unruhig zu werden. „Du giebst Dich zu sehr Deinen Gefühlen hin,“ sprach sie zu Hedwig; „weißt Du denn, ob Dein Vater in diese Verbindung willigen wird?“

„Ich liebe ihn, ich werde allen Hindernissen trogen,“ entgegnete Hedwig. Die gebildeten Frauen sind am aufrichtigsten, wenn sie sich oder Andere täuschen.

Eines Tages kam Hedwig Wanda zu besuchen, und in ihren Augen malte sich Freude und Entzücken; das wahre Glück trägt solche Kennzeichen nicht an sich, sagt ein geistreicher Schriftsteller. Hedwig war vergnügt, närrisch vor Freude; sie erzählte ihrer Freundin, daß Friedrich um ihre Hand angehalten, daß der Vater in diese Verbindung gewilligt und daß sie bereits den Verlobungsring an ihrem Finger trage.

Von diesem Augenblicke an war Friedrich's und Hedwig's Leben ein ununterbrochenes Fest. Keine Sorge, keine Furcht, kein Zweifel trübte ihre Freude; doch diese Freude war nicht von langer Dauer, denn Friedrich mußte abreisen, um seine Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Bevor er seine Freundin verließ, versicherte er sie seiner Treue durch alle Schwüre, die ohne Zweifel von denjenigen erfunden worden sind, die ihrem eigenen Herzen mißtrauen. Er gab das Versprechen, bald wiederzukommen.

Einige Tage nach Friedrich's Abreise empfing Hedwig einen Brief von ihm: „Ich bin fern von Ihnen,“ schrieb er, „aber mein Herz weilt bei Ihnen. Möchte diese traurige furchtbare Abwesenheit Ihre Gefühle für mich nicht ändern. Denken Sie daran, Hedwig, daß ich ohne Sie nicht leben kann, daß mein Geschick von Ihnen abhängt. Ich messe die Zeit ab, ich zähle die Tage, die uns noch trennen werden, mit Schrecken. Wir werden uns wiedersehen, um uns nie wieder zu trennen. Hedwig, ich liebe Sie, ich werde Sie ewig lieben, dies schwöre ich bei meiner Liebe.“

„Sieh, wie er mich liebt,“ sagte Hedwig, indem sie Wanda den Brief zeigte, „und sage, ob er nicht meine ganze Zärtlichkeit, mein volles Vertrauen verdient?“

Nach und nach wurden Friedrich's Briefe seltener. Hedwig war betrübt, unruhig; um ihre Herzensangst noch zu steigern, erhielt sie einen sehr kalten Brief, worin man ihr mit kalten Worten versicherte, daß man sie anöete. Uebertriebene Ausdrücke sind immer ein Beweis von Armuth des Herzens. Hedwig suchte sich noch zu täuschen; allein sie blieb einen ganzen Monat hindurch ohne alle Nachricht und war endlich gezwungen die Wahrheit einzusehen. Wanda suchte sie zu trösten; es gelang ihr ohne Mühe, denn Hedwig's Gefühle waren ohne Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

Mord aus Jähzorn,

oder

Justizmord.*)

Su Fontenay, ein Bezirk der Herrschaft Ambrières in Frankreich, waren von der Besitzerin, der Marquise v. Crequy zwei Meierhöfe verpachtet, der eine dieser Pächter hieß René Picard, der andere Boucherin.

Sie begegneten sich eines Tages im Walde von Ambrières, und Picard redete Boucherin freundlich an; dies gab die Veranlassung zu einem Gespräch über Gegenstände, die ihnen am wichtigsten waren, über ihre Wirthschaftsangelegenheiten. Boucherin klagte über Verluste und Picard meinte gutmüthig, daß er manche davon hätte vermeiden können, wenn er nicht zu eigensinnig wäre, und manchem von ihm ertheilten Rath befolgt hätte. Boucherin, hochmüthig und jähzornig, nahm diese arglose Bemerkung sehr übel, fühlte sich dadurch verletzt, und erwiderte diesem gutgemeinten Rath mit einer Anzüglichkeit. Darüber entspann sich ein Wettstreit, der immer heftiger wurde, und in Thät-

*) Als Probe einer Sammlung von Criminalgeschichten, aus früherer, späterer und neuester Zeit, welche in Kurzem dem Druck übergeben werden dürfte.

lichkeiten ausartete, auch damit machte Boucherin den Anfang, und versetzte Picard einen solchen Faustschlag, daß dieser zu Boden stürzte. Das Blut strömte dem Gemüthhandelten aus Mund und Nase; nach einigen Minuten war er todt.

Bei dem Anblick des Erschlagenen ergriff Boucherin die Flucht, aber nach der ersten Bestürzung überlegte er, daß er sich, wenn er flüchtig würde, des Mordes verdächtig machen, verfolgt, verhaftet, bald durch strenge Maaßregeln zum Geständniß gebracht und hingerichtet werden würde. Er kehrte zurück, schleppte Picard's Leichnam in ein Dickicht, und bestreute ihn mit Laub und Zweigen, um die Spur dieser Mordthat zu vertilgen, dann kehrte er in seine Wohnung zurück. Aber der innere Richter in seinem Herzen erwachte; er dachte immer mit Angst an seine frevelhafte That, und die blutige Leiche seines Nachbarn erschien ihm, wie ein drohendes Gespenst. Um für diese Gewissensfoltern Beruhigung zu erhalten, ging er zu dem Pfarrer von Fontenay, dem Pater Cölest in Soublet, und beichtete ihm sein Verbrechen, damit er ihm Absolution ertheile. Der Pater trug auch kein Bedenken, seinem Verlangen zu genügen, jedoch unter der Bedingung, daß er zur Buße dafür, täglich bis zu seinem Sterbetage die sieben Bußpsalmen für das Heil der Seele des Erschlagenen bete, und wenigstens jede Woche für solchen eine Seelenmesse lesen lassen, wozu er sich gegen eine mäßige Zahlung bereit erklärte. „Uebrigens beruhigt Euch darüber,“ setzte er hinzu: „und laßt Euch nicht aus Angst verleiten, Euch zu entfernen, und sollte die Rede auf dem vermißten Picard kommen, so verliert die Fassung nicht, damit Ihr Euch nicht verdächtig macht.“ Beruhigt verließ Boucherin den Pfaffen, und da dieser auf dem Abend bei dem Pächter Picard zu einem Abendessen eingeladen war, so fand er es nicht angemessen, sich einzustellen, weil er wußte, daß er dem Wirth nicht finden würde.

Picard's Frau und Kinder erwarteten ihren Gast, und da er nicht zu rechter Zeit erschien — was sonst nie bei solchen Einladungen der Fall gewesen — so schickte sie einen Knecht zu dem Pater, um ihn zu holen. Er stellte sich jezt ein. Picard's Frau und Kinder hatten keine Ahnung von der verübten Mordthat. Picard hatte die Seinigen

verlassen, weil ihn ein nothwendiges Geschäft zu einem Abstecher in der Nachbarschaft veranlaßt, und seiner Frau beim Abschiede gesagt:

„Rechne nicht darauf, daß ich schon am Abend wieder zurück bin, die Sache kann wohl bis zum folgenden Tage dauern. Den Pater nimm aber recht gastfreundlich auf und entschuldige mich, wenn er mich nicht findet.“

Als der Pater in Picard's Haus trat, wurde er — wie es die allgemeine Sitte bei den Landleuten zu sein pflegte — mit offenen Armen, herzlicher Freude und gutmüthig zutraulicher Ehrerbietung empfangen, wobei ihn der Gedanke von dem, was ihm gebeitet worden, mit Schauer erfüllte. Er erwiderte die freundlichen Begrüßungen mit keinem freundlichen Worte, keiner heitern Miene, wie sonst. Er drückte der Pächterin fast krampfhaft die Hand, und er konnte die Thränen, die ihm der Anblick der vaterlosen Familie erpreßte, trotz aller Anstrengung, nicht ganz unterdrücken; ein schwerer Seufzer war der einzige Laut aus seinem Munde.

„Mein Gott! was fehlt Euch, ehrwürdiger Herr?“ fragte die Pächterin ängstlich.

Der Pater trocknete sich die Augen und stammelte zaghaft: „nichts! liebe Frau, ich fühle mich nur unwohl.“ —

„Das wird sich geben“ tröstete die Gutherzige: „nehmt nur erst Platz, und laßt es Euch bei uns schmecken. Ihr wißt ja, wie gern wir Euch als Gast bei uns sehen, und wie gern wir, so viel es in unsern Kräften steht, Euch gefällig zu sein suchen. Nehmt Platz, Ihr findet Euer Leibgericht.“

Der Pfarrer nahm Platz an dem gedeckten Tische, aber ungewöhnlich wortkarg, sah man es ihm an, wie er im trübseligen Nachsinnen versunken war; er wollte, selbst bei allem Nöthigen, weder essen noch trinken, und ein zunehmendes Unwohlsein vorschügend, verließ er das Haus noch vor Beendigung der Mahlzeit.

„Ein Knecht soll Euch nach Hause bringen, ehrwürdiger Herr!“ sprach die Pächterin: „es könnte Euch unterwegs ein Unfall zustoßen.“

Er lehnte dies gutherzige Anerbieten ab, meinte: in der freien Luft würde ihm schon besser werden, und schied, ohne die gewöhnliche priesterliche Segensformel.

Die Familie des Ermordeten zerbrach sich den Kopf über das auffallende Benehmen des Vaters. Vergebens warteten Picards Frau und dessen Kinder auf die Rückkehr des Gatten und Vaters; er erschien nicht, gab auch keine Nachricht und alle Bemühungen, zu erfahren, was aus ihm geworden sei, blieben ohne Erfolg, selbst die Bemühungen der Behörden waren fruchtlos.

Picard hatte einen Sohn, der bei einem Regiment als Soldat diente; er befand sich gerade um die Zeit auf Urlaub bei seinem Vater, als dieser so unerklärlich verschwunden war, und es fiel ihm das sonderbare Benehmen des Vaters im elterlichen Hause gerade an dem Tage auf, wo der Vater wegen eines Geschäfts nicht daheim gewesen und nicht, wie er doch versprochen, den Tag darauf zurückgekehrt war.

„Ich hab' eine böse Ahnung, Mutter,“ sagte er zu der Pächterin: „daß der Vater Cölestin“ — so wurde er nur allgemein im Dorfe und der Umgegend genannt — „mehr davon weiß, was aus dem Vater geworden ist, als wir sammt und sonders.“

„Was fällt Dir ein!“ rief die Pächterin verwundert aus: „wie wäre das möglich?“

„Erinnert Euch doch an den Abend, wo er bei Euch zu Gaste war, wo Ihr Euren Mann und wir Kinder unsern Vater zum letztenmal gesehen haben. Damals fiel mir sein Benehmen nicht so auf, wie nachher; wär' er so krank gewesen, wie er vorgab, so hätt' er zu Hause bleiben müssen, da steckt etwas dahinter, das kann ich mir nicht aus dem Sinn schlagen.“

„Versündige Dich nicht, mein Sohn,“ ermahnte die Mutter die Hände faltend, „gegen den frommen Vater.“

„Ei was versündigen! davon ist nicht die Rede!“ rief der Sohn, der von Natur sehr heftig war, ungestüm: „hat er sich seit dem Unglückstage bei uns sehen lassen? und wenn er mich begegnet, so schlägt er die Augen nieder und stellt sich, als wenn er mich nicht sähe.“

„Da thust Du ihm Unrecht, Heinrich! er ist zweimal bei mir gewesen, und hat mich ermahnt, mich nicht der Verzweiflung zu überlassen, es wäre doch möglich, wenn auch unwahrscheinlich, daß mein guter alter Mann wiederkäme; wenn ihm aber ein Unglück zugestoßen, und er nicht mehr am Leben

sein sollte, so wäre das doch nur eine kurze Trennung, ich würd' ihn dann im Himmel wieder finden. Er rieth mir daher Seelenmessen für ihn lesen zu lassen.“

„Ihr habt Euch doch dazu nicht verstanden?“

„Nein, Heinrich; da es doch wie Ihr selbst sagt, ehrwürdiger Vater, ungewiß, ob mein Mann todt ist oder noch lebt,“ sprach ich: „so wäre dies wohl zu früh, und überdies bin ich eine arme Frau, die noch unverorgte Kinder hat, und sparen muß, wie's nur immer thunlich ist. Er meinte: ich könnte es halten, wie ich wollte, setzte aber kopfschüttelnd hinzu: schaden könne es doch nicht.“

So?“ fragte der Sohn: „ich möchte darauf wetten, daß meine Ahnung guten Grund hat.“

„Um Gotteswillen! hüte Dich, Dir etwas merken zu lassen. Das könnte Dir großes Unglück bringen.“

Heinrich Picard ließ sich indeß nicht durch die Warnungen seiner Mutter abschrecken, zu dem Pfarrer zu gehen und von ihm über sein sonderbares Benehmen bei dem Besuche im elterlichen Hause, wo er seinen Vater nicht gefunden, und über die hingeworfenen Aeußerungen, daß dieser höchst wahrscheinlich nicht mehr am Leben sei, eine Erklärung zu fordern. Sobald der Pfarrer damals in seine Wohnung wieder zurückgekehrt war, fielen ihm die nachtheiligen Folgen seines Betragens bei der Familie des Pächters ein und er machte sich Vorwürfe, daß er sich einer Schwäche schuldig gemacht; vor der er den Mörder bei der Beichte gewarnt hatte. Er gelobte sich künftig nie mehr so unbedachtsam zu betragen, und als Heinrich Picard bestimmte Auskunft über sein Benehmen und seine Aeußerungen verlangte, äußerte er, ohne im Geringssten die Fassung zu verlieren, wie er an dem Abend, wo er sich in elterlichen Hause eingefunden, als man ihn dazu abholen lassen, so unwohl gefühlt, daß er sich weit lieber in sein Bett hätte legen mögen, als am Tische seiner Mutter Platz zu nehmen. Er habe gewiß nichts gethan und gesagt, was sich auf seines Vaters Verschwinden bezogen, da er erst dessen Abwesenheit von seiner Mutter erfahren habe. Später habe er zwar, da sein Vater so lange ausgeblieben und nichts von sich wissen lassen, einmal gegen seine Mutter die Vermuthung geäußert, daß er wohl todt sein könne,

aber lediglich in der wohlgemeinten Absicht, sie auf diesem Unglücksfall vorzubereiten, damit sie sich nicht ganz der Verzweiflung überlassen und sich als eine fromme Christin in die Schickungen Gottes mit Geduld fügen möge."

Der Pfarrer sprach dies Alles mit so vieler Salbung und mit der Miene und Blick eines halben Heiligen aus, daß Heinrich Picard dadurch in eine peinliche Verlegenheit gerieth, und ob ihm zwar dabei mehrmals ein „aber“ auf der Zunge schwebte, so unterdrückte er es doch und entfernte sich, zur großen Freude des Paters. Indeß erwachten bald wieder in Heinrichs Seele Zweifel über die Erklärungen des Pfarrers Hinsicht seines Betragens. Das unterdrückte „Aber“ erneuerte sich und vermehrte sein Mißtrauen gegen den Pater, wozu noch kam, daß er als Soldat von manchen Kameraden frivole Spöttereien auf die Kuttenträger und viele Anekdoten von ihrer Heuchelei und Habsucht gehört hatte.

Einige Tage nach diesem Gespräche mit dem Pfarrer war die Leiche seines Vaters in dem Walde von Ambrières durch einen Jäger gefunden worden. Sein Hund hatte ihn durch sein unruhiges Wühlen in dem Dickicht und sein Bellen aufmerksam gemacht. Neugier trieb ihn, zu erforschen, was seinen Hund zu einem so ungewöhnlichen auffallenden Benehmen veranlaßte, er folgte seiner Spur und fand auch bald den Leichnam. Er war zwar schon sehr in Verwesung übergegangen, die Witterung und eine Menge von Würmern hatten ihn unkenntlich gemacht, aber da er den Pächter gekannt, und von seinem plötzlichen Verschwinden gehört, so zweifelte er nicht, nach den Kleidungsstücken, daß er der verschollene Picard sein müsse.

Er machte sogleich davon Anzeige; der Ermordete wurde abgeholt, nach Fontenay geschafft und beerdigt.

Die Familie Picard war zwar dadurch außer Zweifel über die Ungewißheit, was aus dem Vermissten geworden, aber auch der letzte Schimmer der Hoffnung, ihn wieder zu sehen, erloschen und der Schmerz der Frau und Kinder, daß ihr Gatte und Vater auf eine schauerhafte Weise ermordet worden, zeigte sich auf eine so herzzereißende Weise, daß er die Theilnahme und das Mitleid der ganzen Gemeinde erweckte.

Sie folgte feierlich der Leiche nach dem Kirchhofe, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, an der Spitze der Pater Coëstin Soublot. Dieser beobachtete alle die vorgeschriebenen Formen bei Beerdigungen mit unverkennbarer Theilnahmslosigkeit und erwähnte in einem schleppendem Tone nur mit wenigen Worten des Pächters Picard und seines Todes, den er absichtlich nur als plötzlich, keineswegs als die Ermordung eines Ruchlosen erwähnte. Heinrich Picard hatte dem Priester bei dieser Beerdigung fortdauernd scharf in's Auge gefaßt, und es entging ihm nicht die Anstrengung, welche es dem Pater kostete, um ein unwillkürliches Zittern zu verhehlen, wie er es an dem unglücklichen Abend gezeigt hatte, wo er zum letzten Male der Gast im Hause seines so schändlich ermordeten Vaters gewesen war.

Der Pater hütete sich, den Sohn des Verstorbenen anzusehen, er vermied es auf das Sorgfältigste und richtete daher auch kein Wort der Trostes an ihn, denn dann hätte er es nicht vermeiden können, sich an ihn zu wenden.

Der Pater ging auch nicht, wie es allgemein Gebrauch ist, nach dem Begräbniß in die Wohnung der Leidtragenden, um deren Schmerz mit seinem religiösen Trost zu lindern, sondern er begab sich mit der Monstranz zu dem Pächter Boucherin, des einzigen Dorfbewohners, welcher bei Picard's Beerdigung gefehlt hatte, angeblich, weil er plötzlich schwer erkrankt sei.

Das auffallende, lieblose und dabei zaghafte Benehmen des Paters erweckte den Argwohn in Heinrich Picards Seele mit verdoppelter Kraft; er war überzeugt, daß er den Mörder seines Vaters kennen müsse. Die ganze Nacht brachte er fast schlaflos zu, und wenn er in kleinen Interwallen schlummerie, so marterten ihn furchtbare Phantome; er sah seinen Vater im Blute schwimmen, mit zerschmettertem Schädel und den Pater Coëstin ihn mit seinen mephistophelischen Grüßen betrachtend, während der Mörder eiligst die Flucht ergriff. Er lag in seinem Bette, wie auf einer Folterbank. Der Traum hatte seinen Verdacht bestätigt, er hatte keine Ruhe, er mußte den Pater zu einem Geständniß zwingen. Er sprang von seinem Lager, kleidete sich an und eilte schon um 5 Uhr des Morgens nach dessen Wohnung. Als der Pater

die Thüre öffnete, um die erste Messe zu lesen, stürzte er wie ein Rasender mit einem Pistol in der Hand, auf ihn los und schrie wüthend:

„Ihr kennt den Mörder, gesteht, wer er ist, oder ich zerschmettre Euch das Gehirn, wie der Mörder es meinem armen Vater zerschmettert hat.“

Der Pater fuhr erschrocken zurück, doch gewann er bald so viel Fassung, daß er ihn fragte: „willst Du einen Priester ermorden? Unglücklicher! wirst Du ruchlos Bann und Fluch auf Dich laden?“

„Ich will wissen, wer meinen Vater ermordet hat,“ rief Heinrich Picard, „und Ihr wißt es, Ihr müßt es mir sagen, oder ich erschieß' Euch!“

Da der Pater sah, daß seine Drohung mit dem Bann und Fluch keinen Eindruck auf den Rachedürstenden machte, und er für sein Leben zitterte, so sprach er mit sanfter Stimme:

„Junger Mann! Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, wenn ich Dich dem zeitlichen und ewigen Verderben preisgeben wollte, aus christlicher Barmherzigkeit will ich Dir sagen, was ich weiß.“

Er erzählte ihm nun, was ihm der Pächter Boucherin gebeichtet hatte, wobei er indeß wohl überlegt, verschwieg, welchen Rath er dem Mörder gegeben und nur bemerkte, wie Boucherin für seinen Vater Seelenmessen lesen lasse.

Heinrich Picard verließ den Pfarrer mit den Worten:

„Ich dank' Euch, ehrwürdiger Herr; das sollt Ihr mir nicht umsonst gesagt haben!“

Raum hatte sich Heinrich entfernt, so eilte der Pater zu dem Pächter Boucherin und mit Angstschweiß auf dem Gesichte und mit zitternder Stimme, rief er beim Eintritt in das Zimmer diesem zu:

„Rettet Euch, Boucherin! Heinrich Picard hat entdeckt, daß Ihr der Mörder seid. Er ist ein so wüthender Mensch, daß er im Stande ist, Euch dafür tod zu schlagen oder zu erschießen.“ Nach dieser Warnung eilte er wieder fort, ohne dem Pächter Rede zu stehen, der ihn fragen wollte, woher er dies wisse?

Boucherin hielt es indeß für rathsam, der Warnung des Paters sogleich Folge zu leisten, er verließ seine Wohnung und das Dorf und suchte einen Versteck in der Nachbarschaft bei einem Ackerbesitzer, einen Verwandten.

Heinrich Picard fiel es nicht ein, sich, wie es

der Pater Colestin befürchtete, an dem Pächter Boucherin zu vergreifen; er sollte als ein Mörder, von den Gerichten verurtheilt und den Tod von der Hand des Scharfrichters erleiden. Er machte daher dem Gerichtsverwalter von Fontenay Anzeige von seiner Entdeckung und klagte Boucherin als dem Mörder seines Vaters an.

Die gerichtlichen Verhandlungen begannen, der Kläger Picard gab bei seiner Vernehmung die oben erwähnten Umstände, ganz der Wahrheit gemäß, an, wodurch er den Pater Colestin Soublet gezwungen habe, ihm zu entdecken, was er in der Beichte von dem Pächter Boucherin erfahren und der Pater bestätigte diese Aussage. Boucherin ward in seinem Verstecke nicht aufgefunden.

Da er, aus unbekanntem Gründen, sich der Gunst der Marquise von Crequy, welche die höchste Gerichtsbarkeit in der Herrschaft Ambrieres hatte, erfreute und er fürchtete, daß sein Zufluchtsort doch entdeckt werden könnte, so wandte er sich an die Marquise und flehte um ihren Schutz, zu vermitteln, daß er nicht für seinen Mord mit dem Tode bestraft werde. Einen Mörder so offen der verdienten Strafe zu entziehen, war zu bedenklich, man würde im Publikum über sie ein sehr nachtheiliges Urtheil fällen und hauptsächlich die sämmtlichen Einwohner von Fontenay, welche einen tödtlichen Haß gegen den Pächter Boucherin nährten, gegen sie erbittern, sie ertheilte ihm daher den Rath, in dem Kloster la Frappe ein sicheres Asyl zu suchen, unterstützte ihn mit Reisegeld und einem Empfehlungsbrief an den Prior des Klosters. So entging er der Strafe, wurde von den Klosterbrüdern auf das freundlichste aufgenommen und machte sich bald bei ihnen, durch Anfertigung eines schmackhaften Apfelweins, sehr beliebt.

Der Pächter entging dadurch seiner Strafe, aber der Kläger gegen ihn wurde auf das grausamste bestraft. Er hatte allerdings sich einer rechtfertigenden Gewaltthätigkeit gegen den Pater erlaubt, aber es lag gewissermaßen eine Entschuldigung seines Verfahrens in dem Benehmen des Pfarrers und in der kindlichen Liebe zu einem so schändlich ermordeten Vater. Dies wurde indeß nicht berücksichtigt.

Der oberste Gerichtshof zu Mons verurtheilte Heinrich Picard zum Tode, weil er dem Pfarrer zu Fontenay sein Geständniß gewaltsam erpreßt und

es verbreitet hatte, und da er Soldat, wurde er von seinen Kammeraden erschossen.

Der Vater Celestin Soublot wurde wegen seines Verraths eines Beichtgeheimnisses zum Scheiterhaufen verdammt. Die Marquise von Crequy benutzte jedoch ihren Einfluß bei Hofe, daß er zwar begnadigt, doch ihm strenge untersagt wurde, je wieder Beichte zu hören, wodurch er sich genöthigt sah, sich nach den Karthäusern von Chateau Gouthier zu begeben, wo er selbst von seinen Ordensbrüdern nur aus Mitleid geduldet, und fast überall wie ein Pestkranker gemieden wurde.

Die Folge davon war, daß er von innerem Gram verzehrt, nach Verlauf eines Jahres starb. Der Pächter Boucherin starb doch hingegen erst nach sechszehn Jahren im Kloster la Frappe und ließ sich dem Apfelwein gut schmecken.

Die Marquise von Crequy war eine zu fromme Katholikin, als daß sie sich für Heinrich Picard hätte verwenden sollen; er hatte einem scheinheiligen Priester mit dem Pistole gedroht, dies war ein Verbrechen, das mit dem Tode gebüßt werden mußte.

R. M.

Dem greisen Dichter Karl Müchler

als ein Angebinde

zu dessen 89. Geburtstage

am 2. September 1852 *).

Das Blatt verrauscht, die Blüthe fällt,
Es will das Laub sich färben,
Die letzte Blume sinkt im Feld
Und neigt das Haupt zum Sterben;
Doch leuchtend steht voll goldnen Scheins
Die Sonn' am Himmel droben;
Wohl! einen Becher hellen Weins
Halt' ich zu ihr erhoben.

Das volle Glas ist Dir gebracht,
Du Mann vom Pommernlande!
Du standest fest und hieltest Wacht
Bei unsers Volkes Schande,
Dein Blick zum Horizonte sah,
Ob Morgenroth nicht grüßte,
Als jammernd die Borussia
Des Volkes Schuld verbüßte.

O Schmach! wo blut'ge Frevelhand
Besleckt des Banners Farben,
Wo deutsche Art vor welschem Land
Und deutsche Treue starben.

Fürwahr! schier brechen wollt' mein Muth,
Du wecktest mich zum Hoffen,
„Feig untergeht die Lugenbrut,
„Von eig'ner Wuth getroffen!“

Und sieh! die alte Treu ist jung
Und siegreich auferstanden,
Die Vaterlandsbegeisterung
Hell sprüht in allen Landen;
Und ob da welscher Trug und List
Im Finstern auch mag brüten,
Gott und das Herz uns wachsam ist, —
Sie werden uns behüten.

Troß Hohn und Spott steht siegreich da
Der reine Kindesglauben,
Die heil'ge Liebe fern und nah
Läßt sich den Preis nicht rauben,
Als wie ein Brunnlein rieselt klar
Die Hoffnung durch die Lande;
O walte Gott, daß nimmerdar
In Wüsten es versande!

Doch zieh mich nicht des Wahns: die Welt
Ein Eden sei geworden!
Noch dumpf und hohl die Woge schellt
Um unsers Fahrzeugs Borden;
Noch Wasser spielt um manches Riff,
Das sich uns zeigt zum Hohne:
Vor sich sei Flagg' jedem Schiff,
Sie prang' als Gallione!

Und wahrlich, wahrlich! es thut noth,
Zu wachen und zu beten;
Es ist ein alter Abergott
In unser Land getreten.

*) Die Red. hält sich verpflichtet, das vorstehende Gedicht durch Freundes Hand übermacht, hier wörtlich wiederzugeben, da es einem Manne gewidmet ist, der in den frühern Jahren dieser Abendzeitung ein sehr fleißiger Mitarbeiter war und sich auch noch im hohen Greisenalter eifrigst dafür interessirt.

Wie Luther einst im Hochgericht
 Zerbrach das Joch der Pfaffen,
 So zeigt man heut ein Dämmerlicht,
 Daß wir's als Sonn' begaffen.

Doch Muth! Ob Jesuitentroß
 Furchtbar mag Pfeile senden,
 Vor eines Davids Wurfgeschosß
 Muß Goliath verenden;
 Die Kirche, die einst protestirt,
 Sie hat noch junges Leben,
 Dem Riesen, welcher Schwertter führt
 Kann sie noch Schleudern heben.

Der Geist, der einst aus Luther sprach:
 „Hier steh ich, kann nicht anders!“ —
 Der Geist wird löschen siegreich wach
 Die Flammen ihres Branders;
 Der Geist, der einst sein Blut vergoß,
 Die Menschheit zu entsünd'gen,
 Ruft auch zum Richttag einst den Troß,
 Den Richtspruch zu verkünd'gen.

Das Blatt verrauscht, die Blume fällt;
 Im Herbstes Deines Lebens


Blickt herbstlich an Dich diese Welt
 Des eitlen Mühn und Strebens.
 Hell steht zwar noch in gold'nem Schein
 Die Sonn' am Himmelsbogen, —
 Doch hält schon trüber Wolken Reihn
 Den Horizont umzogen.

Wir standen einst am Abgrundrand,
 Als Du in ernster Stunde
 Dem Jüngling gabst die greise Hand
 Zum reinsten Herzensbunde.
 Dein letztes Ziel vom Himmel winkt,
 Mir lacht der Jugend Morgen;
 Wer weiß, wie oft der Lenz noch klingt,
 Daß Du in Gott geborgen.

Doch sei's! In diesem Erdenstreit
 Hast treulich Du gestritten!
 Du hast gesiegt in Freudigkeit,
 Hast siegend auch gelitten.
 Drum will einst Deines Geistes Schein
 Im Tode Dich verklären,
 Laß in die Glorie still hinein
 Mich weinen meine Zähren.

Emanuel.

Erläuternder Nachtrag zu dem Aufsatz „über die Anmaßungen der Juden.“*)

n diesem Aufsätze wurde das unstatthafte Inseratum eines Juden in der Spenerschen Zeitung über eine Aeußerung des Herrn Präsidenten v. Gerlach als Beweis der Anmaßungen, welcher sich die Israeliten zu erfreuen wagen, besprochen, und die darauf in gerechter Indignation in der Berliner Morgenzeitung gestandene „Anfrage“ abgedruckt, deren Verfasser in der ersten Aufwallung des Zornes, diesem auf eine zu heftige Weise gegen ein so verächtliches Wesen, wie dieser anonyme Jude, Luft machte.

Direct auf diese Anfrage zu antworten, hat dieser Jude wahrscheinlich bedenklich gefunden, aber

*) M. S. Abendzeitung Nr. 24 v. 10 Juni d. J.

er ließ in der Spenerschen Zeitung, zur Rechtfertigung seines Inserats Folgendes abdrucken:

„Beantwortung der Frage des Herrn v. Gerlach: ob nicht einem ganzen Dorfe der Verstand stille stehen müßte, wenn ein Jude Dorfschulze wäre?“

Wir die unterzeichneten beiden früheren Gerichtsleute, welche mit dem jüdischen Schulzen, Gutsbesitzer J. Rosenthal, vom Jahre 1848 bis 1851 die hiesigen Dorfsgerichte bildeten, bezeugen ihm auf Pflicht und Gewissen, daß er während dieser schweren Zeitperiode sein Amt als Schulze mit solcher Umsicht, Uneigennützigkeit, Fleiß, Hingebung und Aufopferung verwaltete, wie es eine Gemeinde irgend wünschen konnte. Rath und Hilfe ließ er Jedermann und zu jeder Zeit angebeihen, dem bedrängten Christen war er stets so hilfreich als dem eigenen Glaubensgenossen, so daß es wohl keinem

Gemeindeglied je in dieser Zeit beigefallen ist, einen Religionsunterschied an ihm finden zu wollen.

Französisch Buchholz, den 8. April 1852.

Töpper, Lusche, frühere Gerichtsteute.

Es fiel schon damals auf, daß diese beiden weiland Gerichtsteute unaufgefordert ein Zeugniß zu Gunsten des gewesenen jüdischen Schulzen öffentlich abgelegt hatten. Es wäre in dieser Zeit, wo man den Mammon höher schätzt, als alle Verdienste und Tugend, Edelmuth sonder Gleichen gewesen, wenn sie die Insertionsgebühren aus ihren Taschen an die Expedition der Zeitung gezahlt haben sollten. Dazu gehört ein starker Glaube; aber auch der Styl verräth den Ursprung, es hätte doch eigentlich in gutem Deutsch Gerichtsmänner heißen müssen, warum Leute? — Dies ist aber der Ausdruck der Israeliten: unsere Leute. Später wurde dieser Argwohn noch unstreitbarer als eine Wahrheit durch die nachstehende Bekanntmachung in den Zeitungen bestätigt.

Der Wahrheit die Ehre.

Wenn zwei frühere Gerichtsmänner zu Frz. Buchholz eine ihnen vorgelegte Lobpreisung, über die Ortsschulzenamtsführung durch einen Juden, mit ihrer Namensunterschrift vollzogen haben, so folgt zwar noch nicht nothwendig, daß dies im Sinne der ganzen Gemeinde geschehen sei, indessen hat man diesen Schluß von verschiedenen Seiten gezogen, daher sehen sich die Einsender veranlaßt hier-

mit eine Gegenerklärung zu geben. Es wird sogar jene öffentliche Lobpreisung darum sehr auffällig, weil gerade einer jener vormaligen Herren Gerichtsmänner sich früher vielfach über Willkührlichkeiten und Unkunde des jüdischen Schulzen ausgesprochen hat.

Dieser Fall beweiset vielmehr, daß in der bekannten Aeußerung des Herrn v. Berlach sehr viel Wahres liegt, denn die hiesige Gemeinde war halb in Verzweiflung, als sie einen jüdischen Mann mit der Ortsschulzenamtsführung belehnt sehen sollte, und die Erfahrung hat gezeigt, daß derselbe besonders in Kirchen- und Schulangelegenheiten, selbst in den äußerlichsten Dingen, durchaus nichts leisten konnte oder wollte, was die Gemeinde von ihren Schulzen fordern muß.

Wie wenig der Mann in andern wichtigen Sachen sich das Vertrauen erworben hat, zeigt schon die Thatsache, daß derselbe, trotz seines Schulzenamts, nie zum Wahlmann erwählt ist! Reibungen zwischen den Gemeindegliedern und dem jüdischen Schulzen sind übrigens nicht selten vorgekommen, während dies früher gar nicht der Fall war, und das jetzige Dorfgericht hat noch viel Unannehmlichkeiten um seinetwegen zu tragen. Es steht jedenfalls fest, daß sehr wenige Ortsbewohner den Abgang des vormaligen jüdischen Schulzen bedauern!

Französisch Buchholz, den 24. Mai 1852.

29 Gemeindeglieder, deren Namen in der Exp. der Voss. Zeitung einzusehen.

Kammern oder nicht Kammern?

Hier noch ein Nachtrag zu dem Aufsatze in Nr. 9. und 11. der Abendzeitung.

I n s e r t a.

Nur durch die Könige sind die Völker mächtig!
Mich. Beer. (Struensee Akt 1.)

Das Insertum wegen Beseitigung der Kammern hat in verschiedenen Provinzen unseres Preussischen Vaterlandes lebhaften und allgemeinen Anklang gefunden, was Referent theils durch persönliche Wahrnehmung, theils durch Briefe erfahren hat. Es ist zu verwundern, daß Seitens gewisser Blätter, deren Ideal die s. g. Volkssouverainität

ist, dieses Insertum bisher mit Stillschweigen übergangen wurde; wahrscheinlich sehen sie endlich ein, daß der Göthesche Ausspruch von der „grauen Theorie“ auch auf ihre theoretischen Träume die vollständigste Anwendung findet. Wir wollen uns an des „Lebens goldnen Baum, an die Praxis halten, und fragen einfach: was haben unsere Kammern dem Lande bisher genützt? Nichts weiter, als daß gewissen Persönlichkeiten Gelegenheit gegeben wurde, Beweise ihrer theoretischen (?) Kunst, die sich in Angriffen auf diejenigen Institutionen, durch welche Preußen groß geworden, gefiel, von der Tribüne herabzuschleudern. Ein schlichter Landmann in Thüringen bemerkte sehr richtig: „wenn's nach mir ginge, gäb's gar keine Kammern, denn es

ist schändlich, wie unsere jungen Burschen beim Lesen der Kammerdebatte Dinge erfahren, die die Liebe zum Vaterlande und zu des Königs geheiligter Person nur untergraben müssen! Aber wartet nur, es wird anders werden!“ — Dem Wunsche schließen wir uns aus voller Seele an: Preußen ist ein historischer Staat, der klein angefangen, jetzt vom Rhein bis zur Ostsee reicht. Der Rheinländer hat andere Partikular-Interessen, wie der Ost- und Westpreuße, der Sachse andere, wie der Schlesier, der Pommer und Märker! Darum thut es Noth, daß ihre verschiedenen Interessen nur von einer Hand geleitet werden, von der Hand eines **Hohenzollern**, die Preußen groß gemacht habe. Die Kammern kosten dem Staate eine Unsumme von Geld, die doch das Volk hergeben muß und für dasselbe Volk aber haben die Kammern bisher so viel wie gar nichts gethan. Deshalb ist es Sache

des Volkes, welches um die Verfassung und die Kammern gebeten, jetzt, da es sich von der Nutzlosigkeit seiner erfüllten Wünsche überzeugt hat, auch auf deren Beseitigung bei des Königs Majestät in zahlreichen Adressen eherbietigst anzutragen! Darum vereinigt Euch Alle, die ihr es mit des Königs geheiligter Person und dem Staate wahrhaft gut meint, und leget offen und ehrlich Eure Wünsche zu den Füßen des Thrones nieder und bedenket die Worte des Sängers „der Griechenlieder,“ des verstorbenen Wilhelm Müller:

„Ein guter König gleicht der Sonne, die uns erwärmet und erhellt,

„Sie brennt uns nur, wenn ein Vermittler sich als ein Glas dazwischen stellt!“

Dr. H. H.

Feuilleton.

Napoleon hatte in seiner Armee eine Art Doppelgänger, dessen körperliche Ähnlichkeit mit ihm außerordentlich groß war. Der Commandant Giamarchi, geborner Corse, hatte dieselbe Größe, dieselbe Stärke, denselben Gang und fast auch dieselben Züge. Im Jahre 1815 besonders, während der hundert Tage war diese Ähnlichkeit auffallend. Giamarchi, ein Mann von beschränktem Geiste, trug dabei Stiefeln wie Napoleon, den kleinen Hut, den grauen Oberrock und das Haar wie der Kaiser. Wenn er in dem großen Hofe des Kriegsministeriums stand, an ein Schilderhäuschen gelehnt, die Arme über einander geschlagen, mußte man ihn für den Kaiser halten. Er dankte sein Avancement eben dieser Ähnlichkeit, welche Napoleon sehr wohl kannte. Er war deshalb auch Bataillonscommandant ohne Bataillon. Eines Tages endlich ließ der Kriegsminister, Gouvion Saint Cyr, der dieser Costüme-Komödie überdrüssig war, dem Commandanten Giamarchi sagen, er möge die Uniform seines Regiments tragen und Giamarchi verschwand nun unbemerkt in der Menge.

Auf ein Dienstjubiläum.

Froh ward das Jubelfest begangen
Von Sr. Excellenz. — Es war dabei
Meint Mancher: Speichelleckerei.
Wie kann Theilnahme der verlangen,
Der ein hartherziger Barbar
Stets seinen Untergeb'nen war.
Und doch muß man dem widerst reiten
Sich recht von Herzen Alle freuten,
Den Abschied nimmt der Jubilar.

S. S.

Ein englischer Offizier, der die Peitschenstrafe verabscheute, strafte die Soldaten, welche etwas verbrochen hatten, dadurch, daß er ihnen auf der Parade eine große Kugel an einen Fuß befestigen ließ. Eines Tages, als mehrere Soldaten eben diese Strafe erlitten, rief ein Matrose, der zufällig vorbeiging, seinem Begleiter zu: „sieh da, bei Gott! da liegt ein Soldat vor Anker!“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Finze in Leipzig.